

**UNTERWEGS ZU EINER  
«GESELLSCHAFT DES LANGEN LEBENS»**

**Mit Beiträgen von**

François Höpflinger

Ueli Mäder

Eva Nadai

Kurt Seifert

## Herausgeberin

Pro Senectute Schweiz  
Fachverlag  
Lavaterstr. 60, Postfach, 8027 Zürich  
Tel. 01 283 89 89, Fax 01 283 89 80  
E-Mail [verlag@pro-senectute.ch](mailto:verlag@pro-senectute.ch)  
[www.pro-senectute.ch](http://www.pro-senectute.ch)

Auflage: 1000 Ex. deutsch, 500 Ex. französisch  
Ausgabe: Januar 2001

ISBN 3-907546-28-8

## INHALT

<b>Editorial</b>	<b>5</b>
<i>Martin Mezger, Direktor Pro Senectute Schweiz</i>	
<b>Altsein in der Schweiz – Entwicklung und Gegenwart</b>	<b>6</b>
<i>Prof. Dr. François Höpflinger, Soziologe, Forschungsdirektor des Universitären Instituts «Alter und Generationen» (INAG) in Sion</i>	
<b>Neue Netze und Solidaritäten</b>	<b>27</b>
<i>Dr. Eva Nadai, Soziologin, Dozentin an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz, Hochschule für Soziales</i>	
<b>«Wir wollen nicht behandelt werden, sondern selber handeln»</b>	<b>43</b>
<i>Kurt Seifert, Diplompädagoge und Journalist, Pro Senectute Schweiz</i>	
<b>Der Weisheit auf der Spur</b>	<b>50</b>
<i>PD Dr. Ueli Mäder, Soziologe, Dozent an der Universität Basel und an der Fachhochschule für Soziale Arbeit beider Basel</i>	
<b>Gesucht: Ein neuer Konsens zwischen den Generationen</b>	<b>70</b>
<i>Kurt Seifert</i>	

## Der Weisheit auf der Spur

PD Dr. Ueli Mäder

Soziologe, Dozent an der Universität Basel und an der  
Fachhochschule für Soziale Arbeit beider Basel

**Welche Rolle spielen ältere Menschen in einer Gesellschaft, die sich auf «ewige Jugend», Leistungsfähigkeit und Effizienz trimmt? Sind sie überhaupt noch gefragt – ausser als zahlungskräftige Konsumentinnen und Konsumenten? Angesichts der rasanten Beschleunigung, der wir in fast allen Bereichen unterworfen sind, nimmt das Bedürfnis nach Ruhe und Ausgleich zu. Mit anderen Worten: Der Wert der Weisheit wächst. Um sich entfalten zu können, braucht sie einen guten Nährboden: soziale Bedingungen, die gelingendes Leben – auch im Alter – ermöglichen.**

Ein weiser Mensch? Das ist ein alter Mann mit Bart und weissen Haaren. Er kennt die Vergangenheit, die Zukunft und gibt Rat in wichtigen Lebensfragen. Ein 8-jähriges Mädchen sieht das so. Auch eine Frau könne weise sein; aber anders – mehr in einem gewöhnlichen Sinn. Sie hilft beim Gebären oder Nähen. *Die Weise* konzentriert sich aufs Alltägliche, wie der Volksmund bestätigt. Sie ist von einem tiefen Gefühl des Natürlich-Sinnvollen getragen. *Der Weise* lässt sich hingegen von einer höheren Form des Seins- und Weltverständnisses leiten. Er setzt sich philosophisch mit dem Wesentlichen auseinander. Diese geschlechtshierarchische Unterscheidung ist verbreitet. Sie spiegelt ein gängiges Rollenverständnis. Der Präsident des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs hatte im Konflikt der Europäischen Union mit Österreich «drei Weise» (*Basler Zeitung*, 13. Juli 2000) ernannt. Es waren ausschliesslich Männer.

Die Weisheit gründet, falls es sie überhaupt gibt, auf Erfahrung und Weitsicht.<sup>13</sup> Sie gehört angeblich ins Alter, was – wie die geschlechtsbezogenen Unterschiede – noch zu beweisen wäre. Aber darum geht es hier nur am Rande. Von grösserem Interesse ist, was alte Menschen bewegt, freut, und was sie den Jungen zu sagen haben. Ob das weise ist, mögen alle Leserinnen und Leser selber beurteilen. Die alten Menschen, die hier zu Wort kommen, sind mehr oder weniger zufällig ausgewählt. Es handelt sich um Personen in verschiedenen Lebenslagen, die – so hoffen wir – der Weisheit ein wenig auf die Spur helfen. Wir verzichten dabei weitgehend auf die Inhalte von Gesprächen, die deutlich machen, wie wenig öffentliches Ansehen mit Weisheit zu tun hat. Es gibt Politiker, die auch im hohen Alter vor allem darauf bedacht sind, ihre eigenen Verdienste zu würdigen. Der ehemalige südafrikanische Widerstandskämpfer und Staatspräsident Nelson Mandela weist zwar zu Recht daraufhin, dass das Kleinsein-Spielen der Welt kaum dient. Denn wer sein eigenes Licht leuchten lässt, gibt anderen die Erlaubnis, das Gleiche

<sup>13</sup> «Weise ist nicht, wer viele Erfahrungen macht, sondern wer aus wenigen lernt, viele nicht machen zu müssen», relativiert Karlheinz Deschner: Das Zitat stammt, wie die folgenden Aphorismen und Lebensweisheiten ohne Quellenangabe, aus der Internet-Sammlung von Fabian Lorenzen ([www.jaganaud.de/aphor/index.html](http://www.jaganaud.de/aphor/index.html)).

zu tun. Glückliche sind jedoch die, die nichts zu sagen haben und trotzdem schweigen, wie es in der Ausschreibung zu einem Rhetorikkurs heisst.<sup>14</sup>

## Die einfachen Dinge sind schwer begreiflich

Frühjahr 2000. Ich frage auf dem Basler Marktplatz 30 pensionierte Passantinnen und Passanten, welche Lebensweisheit sie den Jungen auf den Weg geben wollen. Rund die Hälfte antwortet: Die Jungen sollen anständig und fleissig sein. Ein etwas anderer Tenor lautet: Es lohnt sich, fürs eigene Wohlbefinden zu sorgen. Das kommt auch den anderen zugute. «Sie sollen das Leben geniessen, solange das noch möglich ist», sagt eine ehemalige Verkäuferin, die selber nicht mehr jung sein möchte. Das Leben sei zu hektisch, unpersönlich und gefährlich geworden.

Ein Drittel der Befragten vertritt die Auffassung, die Jungen hätten es heute eher schlechter als früher. Ein Drittel äussert sich ganz anders über die Jungen. «Weil sie es heute viel besser haben, sind sie auch so verwöhnt», sagt die «Frau eines Bankiers», die sich selber als solche vorstellt. «Ich habe nur eine Botschaft an die Jungen», ereifert sich ein frisch Pensionierter, der es besonders eilig hat und meine Frage als Zumutung empfindet: «Sie sollen endlich aufhören zu sprayen.»

Soweit ein paar Stimmen. Vielleicht wären die Antworten an einem warmen Sommertag wohlwollender ausgefallen. Was ich ihnen entnehme: Alter und Weisheit sind zweierlei. Das eine garantiert das andere nicht.

Dass die Weisheit sogar mit zunehmendem Alter abnehmen kann, beschreibt Niklaus Meienberg in seiner Reportage *Wer will unter die Journalisten?* Da ist einer jung, kann zuhören, denken, formulieren. Später lernt er an der Universität und in der Redaktion einer Zeitung, wie man den Mund hält und die Bombardierung der nordvietnamesischen Zivilbevölkerung nicht «verbrecherisch», sondern «bedenklich» nennt. Er passt sich an und resigniert; seine Frau erwartet schliesslich das zweite Kind, die Hypothek des Eigenheims muss abgetragen werden und die Freundin, die er sich nebenher leistet, ist auch nicht billig (Meienberg 2000, Band 1: 9 – 15).

«Ach bleibt so klug, wenn ihr erwachsen seid», ermuntert Erich Kästner die Kinder. Er rät ihnen: «Lasst euch eure Jugend nicht austreiben.» Bloss: Wer diesen Rat beherzigt, lebt gefährlich. Er läuft Gefahr, belächelt zu werden. Das Milieu, in dem ein Kind aufwächst, wirkt förderlich oder hinderlich. Kinder zeigen ihr Verlangen. Sie strecken die Arme aus, werden aber oft zurückgewiesen oder sogar beschimpft, aufdringlich zu sein. Sie lernen, ihre Lebendigkeit einzuschränken und machen die Erfahrung, dass vielen Menschen gerade das Menschliche zuviel ist.

Ein vermeintlicher Ausweg ist, sich kompensatorisch auf Sachen zu konzentrieren. Sie scheinen verlässlicher zu sein. Der Verzicht auf Expression führt zur Selbstdestruktion.

<sup>14</sup> Gedanken sind, so Christian Morgenstern, nicht stets parat, man redet auch, wenn man keine hat. Nicht immer sind aber die Stillen auch die Weisen. «Es gibt verschlossene Truhen, die leer sind» (Jean Giono, 1895-1970).

Der Rückzug und das Festhalten machen inaktiv. Wer seine Arme nicht benutzt, geht leer aus. In ihrem Bemühen, es den anderen recht zu machen, erleiden nicht nur viele Kinder grossen Schaden. Der blinde Gehorsam zerstört die Persönlichkeit. Gefühle trocknen aus. Sie erstarren als Schuldgefühle. Menschen, die sich unbedacht ins Kollektiv einordnen, machen sich selber zum Material. Sie löschen sich aus. Dazu passt die Bereitschaft, andere ebenfalls als Material zu behandeln. Wenn nur noch Gehorsam gefragt ist und nicht mehr der Charakter, dann geht, so der Schriftsteller Ödon von Horvath (1901-1938), die Wahrheit, und die Lüge kommt.

Der manipulative Charakter zeichnet sich durch Organisationswut und Unfähigkeit aus, sinnlich menschliche Erfahrung zu machen. Emotionslosigkeit führt zu überwertigem Realismus, stellt der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter fest. Wahnhaftes Realpolitik kann sich die Welt nur so vorstellen, wie sie ist. Es geht darum, Dinge zu tun. So verkommt die ursprünglich unterdrückte Aktivität zum Aktivismus. Gestützt durch den Kult der Effizienz, der dazu führt, die elementaren Grundlagen zu zerstören, die Luft, das Wasser, die Landschaft. Subversiv ist demgegenüber die Leistung aus Lust, statt aus Pflichterfüllung und depressiver Flucht nach vorn, die ebenso selbstdestruktiv ist wie der Rückzug ins Schneckenhaus (Richter 1975).

«Lasst euch die Kindheit nicht austreiben», rät der Schriftsteller Erich Kästner in seiner weisen Ansprache zum Schulbeginn (Kästner 1953: 12). «Schaut, die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut. Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt. Ihr Leben kommt ihnen vor wie eine Dauerwurst, die sie allmählich aufessen, und was gegessen worden ist, existiert nicht mehr. Man nötigt euch in der Schule eifrig von der Unter- über die Mittel- zur Oberstufe. Wenn ihr schliesslich drobensteht und balanciert, sägt man die «überflüssig» gewordenen Stufen hinter euch ab, und nun könnt ihr nicht mehr zurück! Aber müsste man nicht in seinem Leben wie in einem Hause treppauf und treppab gehen können? Was soll die schönste erste Etage ohne den Keller mit den duftenden Obstborten und ohne das Erdgeschoss mit der knarrenden Haustür und der scheppernden Klingel? Nun – die meisten leben so! Sie stehen auf der obersten Stufe, ohne Treppe und ohne Haus, und machen sich wichtig. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun? Nur wer erwachsen wird und ein Kind bleibt, ist ein Mensch! Wer weiss, ob ihr mich verstanden habt. Die einfachen Dinge sind so schwer begreiflich zu machen!»

### Aus der Schwäche entstehen neue Kräfte

«Ich bin jetzt alt», stellt Laure Wyss in ihrem Buch *Schuhwerk im Kopf* fest (Wyss 2000: 7). Zum Alter gehört: vorsichtig sein, sich im Altersheim anmelden, nichts riskieren, Pläne fallen lassen. Nein, die Schriftstellerin kontrastiert gängige Vorstellungen vom Alter, die alles festzurren und das Alter auf das Alter reduzieren. Sie will weder nützlich sein, um einen Wert zu haben, noch das Alter idealisieren. Es ist nämlich kein Schleck, zu den scheinbar Überfälligen zu gehören.

Gepflegte Pflastersteine führen zur Anstalt und zum Friedhof. Schon bevor es soweit ist, gehen viele Dinge nicht mehr leicht von der Hand. Es ist daher verständlich, wenn sich alte Menschen sorgen. Laure Wyss fragt: Wer wäscht mir den Rücken? Einmal ist

es soweit. Glücklich und weise ist die Frau, die nie einzeln ihre Runzeln zählte! Das hilft. Aber kann man das Altern und die Weisheit lernen? Da ein Kürslein und dort eines. Die Schriftstellerin, die 63-jährig ihr erstes Buch veröffentlicht hat, hält nichts davon. Ihre Weisheit lautet: lebe widerständig und unkonventionell, mit Sinn für das Schöne. Papierene Erfolge sind von kurzer Dauer. Schau in die Sterne. Das schafft Distanz. Nimm dir Zeit, damit die Seele mitkommt. Gutes Schuhwerk gibt Halt. Aber bleibe nicht stehen.

Laure Wyss empfindet ihr Alter im Grossen und Ganzen als Bereicherung. «Ich lebe heute viel mehr so», sagt sie, «wie ich leben möchte, als ich das früher getan habe. Das ist die Gnade des Alters» (Ninck 1999). Diese zeigt sich, wenn die Ressentiments nicht mehr da sind oder am Ende wenigstens an Bedeutung verlieren. Das Alter befreit vom Zwang, sich ständig darstellen zu müssen. Es rückt andere Werte als die «verdammte Selbstgerechtigkeit» in den Vordergrund. Nicht jede Schwäche ist schwach. Aus der Schwäche entstehen neue Kräfte (Buchmüller 2000).

Urs Bircher verfolgt in seinem Buch *Mit Ausnahme der Freundschaft*, wie Max Frisch ein zorniger alter Mann wird. Frisch, der preisgekrönte Staatsfeind Nr. 1 der Schweiz, setzt sich, je älter er ist, desto lieber zwischen die Stühle. Bissig und wohl auch ein wenig weise demontiert er die quasi offizielle Schweiz, die sich moralisch überlegen fühlt und an brüchige Konventionen hält (Bircher 2000). Frisch verarbeitet seine Lebensumstände zu Literatur, wobei die Biographie wiederum manche Romansequenzen einholt. Er sieht sich trotz grossartigem Prestige allmählich gezwungen, Hinfälligkeit, Krankheit und Vergänglichkeit zu akzeptieren. Die Flucht vor sich selbst führt nicht zu sich selbst, wie die Biographien der Romanfiguren Stiller und Homo Faber zeigen. Zentrales Thema ist das verfehlt Leben.

Wer einem allgemein angebotenen Image nachläuft, verpasst sich selbst. Die Bildnisse hindern einen daran, zu sich selbst zu finden. Im Interesse des eigenen Seelenfriedens verdrängen wir, was uns empören und zu Widerstand anstacheln müsste. Frisch ermuntert zu Zivilcourage. Einige alte Frauen gehen mit gutem Beispiel voran.<sup>15</sup>

«Zorn gibt Kraft zum Handeln», sagt die 1924 geborene Leni Altwegg, die sich seit dem Aufbruch im Jahr 1968 frauen- und friedenspolitisch engagiert. Sie wird zornig, wenn sie sieht, wie diejenigen, die an den Machthebeln sitzen, souverän über das wachsende Elend hinwegsehen. Für Leni Altwegg ist Zorn eine Alternative zur Resignation und Depression. Zorn ist mit Hoffnung verbunden, dass sich etwas ändern lässt. Zorn gibt Kraft, etwas zu unternehmen, auch wenn es nur etwas Kleines ist.

«Ich kann nicht sagen, mein Zorn sei heute kleiner geworden», ergänzt die feministische Theologin Marga Bührig. Viele jüngere Frauen sind ihr zu zahm. Sie haben sich angepasst, bevor sie überhaupt angefangen haben, sich einzumischen und für eigene Anliegen einzusetzen. Wer nicht kämpft, hat schon von Anfang an verloren.

<sup>15</sup> Käthi Koenig-Siegrist hat in *Schritte ins Offene* (Heft 6, 1994) zwölf *Zornige alte Damen* über 70 porträtiert. Ich beziehe mich hier auf dieses Heft.

Zorn hilft, jene Verletzlichkeit zu erhalten, die eine wichtige Quelle des Antriebs sein kann. «Hat man mir nicht schon als Mädchen beigebracht, solche Gefühle zu beherrschen?», fragt Käthi Koenig-Siegrist und ermutigt Frauen dazu, Müdigkeit abzuschütteln und dem Zorn wieder Raum und Richtung zu geben.

«Leben heisst raufen», so stiftet Urs Frauchiger zur kulturellen Raufkunst an: Leben heisst explodieren, vor Zorn, vor Verzweiflung, für Hoffnung, für Träume, für Konzepte, für nichts und wieder nichts. Leben heisst umdenken, umstrukturieren, umformen, umfallen, aufstehen, aufbauen, aufrichten. Leben heisst spielen, berechnen und unberechenbar sein, ausprobieren, Regeln ausdenken. Leben heisst schräg sein, quer und voller Figur (Frauchiger 1995).

Ähnlich versteht auch Bauernknecht Pipe das, was die Weisheit ausmacht. Der Hauptdarsteller in Yves Yersins Film *Kleine Fluchten* kauft sich von der ersten AHV-Rente einen Velotöff, um seinen Traum von der Freiheit zu verwirklichen. Andere wagen kaum mehr zu träumen.

### Wer wartet, bis andere den Schritt machen, kann lange warten

Wenn Medien über alte Menschen berichten, dann konzentrieren sie sich häufig auf jene, die entweder etwas «kurlig» (merkwürdig) sind oder schon in ihrem Berufsleben im Rampenlicht standen. Die normalen Alten werden eher defizitär dargestellt (Weber 2000), auch wenn immer mehr von ihnen wie Herr Z. feststellen: «Mit der Pensionierung kam für mich der schönere Teil, ich geniesse meine Freiheit.»

Dass ein schönes, von Weisheit geprägtes Alter nicht selbstverständlich ist, geht aus zahlreichen Gesprächen hervor, die wir mit so genannt gewöhnlichen alten Menschen geführt haben (Mäder 1995, 2000). Herr A. ist seit dem Tod seiner Frau depressiv. Herr B. hat eine Briefkastenadresse. Sie soll vertuschen, dass er im Altersheim lebt. Frau C. reicht die Minimalrente nicht aus. Trotz körperlicher Beschwerden geht sie weiterhin putzen. Frau D. betreut ihren Sohn, der Alkoholiker ist.<sup>16</sup> Frau E. pflegt ihren Mann, der einen Schlaganfall erlitten hat. «Das Leben hat mir meine Wünsche genommen», sagt Frau F. Weitere Äusserungen lauten: «Die Firma hat mich um mein Leben gebracht», «die Arbeit hat mich verbraucht», «im Alter muss erst recht jeder für sich schauen», «man muss sich da hineinschicken».

Hans G. ist 90 Jahre alt. Er kocht sich eine dünne Suppe, tunkt hartes Brot. Auch im Kaffee. Seine Lieblingsspeise sind Bananen. Jene mit den dunklen Flecken sind süsser und günstiger. Wenn das Verkaufsdatum abgelaufen ist, gibt es 5 Stück für einen Franken. Dafür reicht das Pfand für zwei leere Rückgabeflaschen, die Hans G. da und dort aufstöbert. Hans G. hat stets hart gearbeitet, aber wenig verdient. Er war Hilfsarbeiter.

<sup>16</sup> Der Prozentsatz Alkoholabhängiger nimmt mit dem Alter nicht ab. Alkoholismus ist bei 10 Prozent der im eigenen Heim wohnenden alten Menschen auszumachen. Bei der Heimbevölkerung ist der Anteil noch höher. Alkoholismus findet oft im Verborgenen statt. Schauspieler Harald Juhnke ist da etwas «transparenter». Sein Berufskollege Heinz Rühmann wusste: «Sorgen ertrinken nicht in Alkohol. Sie können schwimmen.»

Daher die kleine Rente. Ergänzungsleistungen will er keine. «Ich mache keinen Kniefall», sagt er. Nichts sei schlimmer, als abhängig zu sein.

Hans G. gilt als Sonderling, aber er ist kein Einzelfall. Tiefe Löhne und Erwerbslücken schmälern viele Renten. Frauen sind besonders betroffen. Die soziale Sicherung vernachlässigt Haus-, Erziehungs- und Betreuungsarbeiten. Laut Bundesverfassung sollen die AHV und IV die Existenz sichern. Gut 8000 Rentnerinnen und Rentner sind aber allein im reichen Kanton Basel-Stadt auf Ergänzungsleistungen und kantonale Beihilfe angewiesen. Mitunter reicht auch diese Unterstützung kaum aus, oder sie wird gar nicht beantragt. Scham, Stolz sowie bürokratische Hürden hindern etliche daran, den Gang aufs Amt für Sozialbeiträge unter die Füsse zu nehmen.

Hans G. möchte alles selber schaffen und fühlt sich oft einsam: «Alles bröckelt ab», sagt er. «Freunde sterben». Anderen geht es ähnlich. Die Hälfte der städtischen Haushalte werden von Alleinstehenden bewohnt. Sie sind stärker durch Armut gefährdet als andere. Neben der finanziellen Sicherung sind deshalb soziale Netze nötig. Orte mit einfachem Zugang. Offene Türen. «Zeit zum Gespräch ist nie verlorene Zeit», heisst ein afrikanisches Sprichwort. Wer neugierig bleibt, findet zeitlebens Kontakte, auch wenn vieles abbröckelt. Zum eigenen Interesse gehört die Bereitschaft, etwas von anderen anzunehmen. Das ist kein Versagen, sondern die Voraussetzung für eine Kommunikation, die aus der Einsamkeit führt und wirklich verbindet.

«Wer im Alter einsam ist, hat die Quittung seines Lebens in den Händen», sagt Herr H. Das mag zutreffen. Es rächt sich, wenn jemand ein Leben lang mit dem Beruf verheiratet ist. Aber nicht immer sind wir unseres Glückes Schmied. Die Trauer über den Verlust von Freundinnen und Freunden erfordert Kraft. Ebenso die Auseinandersetzung mit unserer Endlichkeit. Zu simpel wäre es, irgendwelche Enttäuschungen als Ursache für die eigene Einsamkeit hinzustellen. Jedenfalls ist es nie zu spät, etwas Neues anzufangen. Drei einfache Weisheiten lauten: Erstens: Wer wartet, bis andere den Schritt wagen, kann lange warten. Zweitens: Wer sich selber nicht achtet, erhält auch keine Achtung. Und drittens: Wer versucht, sich selber zu verstehen, wird eher verstanden.

So einfach ist das. Geborgen fühlt sich, wer selber etwas dafür tut. Aber das Umfeld spielt mit. «Was mir geholfen hat, war, dass mich meine Familie nicht abgeschrieben hat», erzählt Herr I., der seiner Tochter Setzlinge zieht und den Garten macht. Doch die neu aufkommenden Angriffe auf die AHV machen ihm zu schaffen. Auch, dass es allenthalben heisst, die Schweiz sei überaltert.

Die Verlängerung des «Lebensabends» wird in der Tat oft als finanzielles Problem hingestellt. Alte Menschen erscheinen als Belastung, obwohl das unsinnig ist. Denn: Erstens haben die Alten ihre Renten selber verdient. Sie haben gesellschaftlich nützliche Arbeiten verrichtet, die teilweise – wie Betreuungsaufgaben – durch keine Sozialversicherungen abgedeckt sind. Zweitens gibt es immer noch über eine halbe Million mehr unter 20-Jährige als über 65-Jährige. Hier zeigt sich eine weit verbreitete Wahrnehmungsverzerrung. Ich habe 1000 Staatsangestellte befragt. Neunzig Prozent meinten irrtümlicherweise, es gäbe bereits mehr Alte als Junge! Drittens nehmen die Anteile der alten Menschen wohl zu. Aber nach dem Jahr 2035 gehen sie wieder zurück; dann kommt der «Pillenknick» mit den geburtenschwachen Jahrgängen ins Alter. Viertens

macht es wenig Sinn, die Erwerbstätigen nur mit den Personen zu vergleichen, die Renten beziehen. Ein recht konstantes Verhältnis ergibt sich, wenn wir die Alten und Jungen zusammenzählen und mit den 20- bis 65-Jährigen vergleichen. Kinder kosten ja auch etwas; bloss sind diese finanziellen und sozialen Aufwendungen bei uns stark privatisiert. Die Europäische Union gibt dafür, gemessen am Anteil des Brutto-Inlandproduktes, fast doppelt soviel Geld aus wie die Schweiz. Fünftens sind die AHV-Leistungen keine Geschenke. Renten rentieren. Sie haben eine hohe Wertschöpfung. 90 Prozent der AHV-Zahlungen fliessen über die Mieten und den Konsum direkt in die Wirtschaft zurück. Diese Ausgaben tragen wesentlich dazu bei, konjunkturelle Einbrüche abzufedern. Hinzu kommt, dass viele alte Menschen gerne Kinder hüten und Nachbarschaftshilfe leisten.<sup>17</sup>

«Ich möchte noch nützlich sein und Verantwortung übernehmen», sagt der pensionierte Herr K. Herr L. ergänzt: «Ich möchte auch Aufgaben, nicht nur Hobbies.» Unsere Gesellschaft tut zwar viel für die Alten, weiss mit ihnen aber wenig anzufangen. Erfahrene Berufsleute könnten beispielsweise in den Schulen Wahlfächer anbieten und Projektarbeiten begleiten. Sie könnten Abfälle kompostieren und verwerten. Aber aufgepasst: Nützlich ist auch, wer keine volle Agenda hat.

«Ich arbeite, also bin ich.» Dieser Slogan ist bei uns verbreitet. Herr M. hat beispielsweise das halbe Leben viel dafür getan, jemand zu werden, den er selber gar nicht recht mag. Er hat sich vorwiegend um sein Prestige gekümmert, um papierene Anerkennung. Er hat trotz Schlaflosigkeit noch mehr Pflichten übernommen und sich – quasi «contre coeur» – in weitere Kommissionen wählen lassen. Er hat eigentlich erst richtig realisiert, Kinder gehabt zu haben, als sein Sohn und seine Tochter von zu Hause ausgezogen sind. Herr N. sagt: «Sitzungen vergesse ich nie, das Einkaufen ab und zu schon.» Er hält die unschätzbare Hausarbeit für nicht so wichtig. Ist seine Frau abwesend, kocht er sich nichts. Das lohne sich nicht. Herr O. läuft seit seiner Pensionierung wie ein Löwe im Käfig hin und her. Er weiss nicht, was er mit sich selber anfangen soll. Wenn seine Frau telefoniert, will er wissen, mit wem und ob es denn so lange sein müsse. Herr P. ist ein angesehener Manager. Er will nicht über seinen zweiten Herzinfarkt reden, sondern «nur noch vorwärts schauen» und sich auf seinen Job konzentrieren. So ist der dritte Infarkt vermutlich vorprogrammiert. Der erfolgreiche Manager darf sich nicht ausruhen. Die Konkurrenz schläft nicht. Zeit ist Geld. Wer eine terminbefrachtete Agenda hat, scheint mehr Wert zu haben, als einer, der sich Zeit für sich nimmt, fürs Kochen und Spazieren.

Der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter beschreibt, wie sehr der konkurrenzorientierte Herzinfarkttyp dem männlichen und gesellschaftlichen Idealbild entspricht (Richter 1975). Rivalität und Ressentiments verhindern jedoch die Solidarität. Das präventive Anklageverhalten soll helfen, denen zuvorzukommen, die einen moralisch anklagen könnten. Unbewusste Zwänge bewirken, dass man selbst die Inquisitionsszene mitzugestalten hilft, vor der man sich fürchtet. Sie erstickt die angestrebte Gemeinschaft, verstärkt Scham- und Schuldgefühle, Abwehrreaktionen. Machtkämpfe werden

<sup>17</sup> Das Bundesamt für Statistik (BFS 1999) weist nach, wieviel unbezahlte Arbeit (auch von alten Menschen) geleistet wird. Es versucht annäherungsweise, diese «unschätzbare Arbeit» monetär zu erfassen.

gerne mit moralischen Argumenten maskiert. Diese kaschieren, wie lebensfeindlich und vordergründig das systemkonforme Gerangel funktioniert.

So sind wir bereits von Kindesalter an daran gewöhnt, von vermeintlichen Niederlagen anderer zu profitieren. Schüler und Schülerinnen sind in ein Erziehungssystem integriert, das planmässig die Konkurrenzangst schürt. Sie lernen früh, Gruppensituationen als gefährlichen Wettbewerb zu empfinden. Als vermeintlicher Ausweg bietet sich etwa der Heroismus der Einsamkeit an. Die vermittelte Isolation im Egozentrismus und die fortgesetzten Frustrationen bei Rivalitäten bewirken in der Regel ein Übermass an Angst und Wut. Sie sind ein Nährboden für Ressentiments, die einen selber vergiften. Das Ich verliert die Fähigkeit, positive Angebote aus Gruppen aufzunehmen und sich selbst solidaritätsfördernd in Gruppen zu engagieren. Stress, Ressentiments und Weisheit schliessen sich aus.

## Hinter der Rastlosigkeit steckt die Weigerung, sich selber zu begegnen

Es gibt alte Menschen, die haben sogar ein schlechtes Gewissen, wenn sie während Stosszeiten eine Strassenbahn benutzen, oder wenn sie sich auf einer öffentlichen Bank ausruhen. Wer aus dem Erwerbsprozess ausscheidet, scheint seine Lebensberechtigung dauernd mit Sonderleistungen nachweisen zu müssen. Das einseitige Erwerbs- und Nützlichkeitsdenken dominiert weiterhin. Es grenzt viele Menschen aus. Vielleicht ist das mit ein Grund dafür, weshalb sich der Umsatz der Psychopharmaka in der Schweiz innert 5 Jahren auf über 100 Millionen Franken mehr als verdoppelt hat.<sup>18</sup>

Hinter unserer Rastlosigkeit steckt oft eine Weigerung, sich selbst zu begegnen. Der Körper reagiert zuweilen darauf. Er streikt, macht nicht mit. Dabei wird Krankheit gerne als persönliche Schwäche statt als gesunde Reaktion gedeutet. Wir leben in einer «Me macht's halt eso»- (man macht es eben so) Gesellschaft. Wer sich erfrecht, auf sich selbst zu hören, eckt an. Er liegt «daneben» und deshalb richtig. Er entdeckt, wie sich die inneren Bilder intensivieren, wenn die äusserliche Sehkraft abnimmt. Die Weisheit hat etwas mit Ruhe und Gelassenheit zu tun, auch wenn diese Werte nicht im Trend liegen. Ein altes Sprichwort (Verfasser unbekannt) heisst: «Selig sind die, die fähig sind, sich auszuruhen und zu schlafen, ohne dafür Entschuldigungen zu suchen, sie werden weise werden.»

Die Weisheit des Alters wird als Wert wichtiger. Diese Aussage basiert auf den SensoNet-Befragungen von 1996 und 1997.<sup>19</sup> Im Jahr 2000 wiederholt, zeichnet sich eine Verschiebung der Akzente ab. Mehr Personen gehen davon aus, dass der Jugendkult im 21. Jahrhundert zunimmt. Weniger Befragte pflichten bei, wenn es heisst: «Eine reife Gesellschaft braucht reife Leitbilder, denn Weisheit ist eine Frucht des Alters.»

<sup>18</sup> Der Marktanteil von Antidepressiva am gesamten Pharma-Umsatz verdoppelte sich zwischen 1991 und 1996 von 1.3 auf 2.7 Prozent. Bei den Krankenkassen erhöhten sich im selben Zeitraum die Ausgaben für Psychiatrie und Psychotherapie in der Grundversicherung von 178 auf rund 283 Millionen Franken (*SonntagsZeitung*, 20. April 1997).

<sup>19</sup> SensoNet befragt seit 1996 regelmässig rund 300 Menschen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum, die sich speziell für Zukunftsfragen interessieren, nach ihren Wünschen, Erwartungen und Erfahrungen.



Auf der Rangliste der Werte konnten sich zwar die «innere Ruhe und Ausgeglichenheit» auf dem ersten Platz behaupten. Sie erhielten aber 1997 mehr Nennungen als heute. Die Weisheit fiel vom vierten auf den siebten Platz, die Gelassenheit vom fünften auf den achten. Der Optimismus verbesserte sich vom sechsten auf den dritten Rang, die Klugheit vom siebten auf den vierten. Der Vorteil der Klugheit besteht übrigens darin, wie der Satiriker Tucholsky feststellt, dass man sich dumm stellen kann. Das Gegenteil ist schon schwieriger.

Bei den erwähnten Veränderungen der Werteskala mag es sich teilweise um konjunkturelle Schwankungen handeln. Jedenfalls sind auch gegenläufige Trends feststellbar. So nimmt beispielsweise laut der SensoNet-Befragung 2000 die Zahl der Personen ab, die Falten sexy finden, während die Werbung endlich auf die Falten setzt.

*Runzeln versprechen Umsatz* titelt die *Zeitlupe* (Kilchherr 2000). Vor 5 Jahren brauchte es noch Mut, wie Franz Kilchherr beschreibt, mit einem Model über 50 für eine Crème «Für die reife Haut» zu werben. Heute entdecken immer mehr Firmen die Kaufkraft des Seniorenmarkts. *Alter hat Zukunft* titelt *Die Zeit* (Heuser, Niejahr 2000). Allerdings ist es nicht lange her, da erzählte mir ein Reiseveranstalter, dass er eine junge Tennisspielerin im Bikini auf dem Titelblatt seines Katalogs abdrucken musste, um erfolgreicher für seine Seniorenreisen zu werben. Mit einem «alten Knacki» (sic!) wäre das nicht gegangen!

Bei den despektierlichen Äusserungen über das Alter, die im Zeichen von Budgetdefizits und Verteilungskämpfen zunehmen, kommen auch eigene Verdrängungen zum Vorschein. Ich lehne ab, was mir Angst macht. Graue Haare wirken offenbar bedrohlich. Alte Frauen sind auch selten im Fernsehen zu sehen; sie werden aber, wie erwähnt, allmählich von der Werbung entdeckt. Darauf reagiert Rosemarie Schönbächler in einem Leserinnenbrief in der *Zeitlupe* (Nr. 7/8, 2000: 7). Sie schreibt: «Im Moment sind gezwungen lächelnde und gestylte Alte «in». Mir gefallen sie nicht. Es fehlt mir da ganz einfach die durch ein langes Leben erworbene Innerlichkeit. Nach so vielen Lebensjahren dürfen wir uns das Recht nehmen, so zu sein, wie wir eben sind. Eine gewisse Ausstrahlung, auch unter einigen Runzeln und mit weissen Haaren, finde ich schön, wenn damit auch eine innere Zufriedenheit verbunden ist.» Georg Segessenmann ergänzt (ebd.): «Schön, dass die Werbung uns «Alte» entdeckt hat. Aber nimmt sie uns auch wirklich ernst?» Die Werbung ist gemäss dem Publizisten Vance Packard die Kunst, auf den Kopf zu zielen und die Briefftasche zu treffen. Sie hält nicht, was sie verspricht: das bessere Leben. Dazu braucht es wesentlich mehr.

### Grundsicherung: Zeit für das, was Weisheit ermöglicht

Die Weisheit ist, so der Schriftsteller Friedrich Nietzsche (1844 – 1900), keinen Schritt über den griechischen Philosophen Epikur hinausgekommen. Sie falle sogar oftmals viele tausend Schritte hinter diesen zurück. Epikur gilt als klassischer Weiser. Er wurde 342 Jahre vor unserer Zeitrechnung als Sohn eines Kolonisten auf Samos geboren und plädierte dafür, die Wirklichkeit zu bejahen, weil die Seele sterblich sei. So sagt auch der Schriftsteller Kurt Tucholsky (1890 – 1935) zur Gegenwart: «Erwarte nichts. Heute: Das ist das Leben.» Verächtlich äusserte sich Epikur über die «banausische Lohnar-

beit». Er bevorzugte das «freie Leben». Der Weg zur Glückseligkeit führe über die Philosophie. Der «naturwidrige Reichtum» nütze den Menschen ebenso wenig wie das Nachfüllen von Wasser in ein bereits gefülltes Glas. Epikur relativierte die einseitige Ausrichtung auf die Erwerbsarbeit und den Reichtum. Er deutete damit an, was der als utopisch geltende Sozialphilosoph André Gorz heute realistisch weiter führt und radikalisiert. Gorz widerlegt jedenfalls die These, die Epikur zum letzten Weisen verklärt. Die postulierte Existenzsicherung ermöglicht einen Zeitgewinn, der wiederum dazu beitragen kann, mehr nachzudenken und sich mit dem zu befassen, was weise ist.

Wer vor 100 Jahren in der Schweiz geboren wurde, lebte durchschnittlich 440'000 Stunden. Ein Viertel davon war Erwerbszeit. Wer heute zur Welt kommt, hat 700'000 Stunden vor sich. Das sind über 80 Jahre Lebenszeit. Die Erwerbszeit macht inzwischen weniger als einen Zehntel aus. Ihr Anteil hat sich mehr als halbiert. Die radikale Verkürzung der Erwerbszeit öffnet uns, so André Gorz, *Wege ins Paradies* (Gorz 1983). Doch je knapper die Erwerbsarbeit wird, desto mehr klammern sich Werktätige daran. Mit der Verteilung der Arbeit hapert es. Die einen haben zu viel, andere zu wenig, kritisiert Gorz in *Arbeit zwischen Misere und Utopie* (Gorz 2000). Statt die Arbeitsgesellschaft bloss umzugestalten, will er mit ihr brechen. Wenn moderne Technologien die menschliche Arbeitskraft ersetzen, ist Vollbeschäftigung eine Illusion. In den kommenden 25 Jahren drängen 1,2 Milliarden Jugendliche auf den «Arbeitsmarkt». Viele Arbeitswillige sind für die Wirtschaft überflüssig. Die Einkommen aus Vermögen und Gewinnen übersteigen jene aus der Erwerbsarbeit. Individuelle Anstellungsbedingungen ersetzen kollektive Tarifverhandlungen. Soziale Verbindlichkeiten und Solidaritäten werden aufgeweicht. Ein Grundeinkommen soll daher, so Gorz, alle Lebenslagen berücksichtigen und das Einkommen von der Erwerbsarbeit entkoppeln.<sup>20</sup>

Nehmen wir einmal an, wir hätten so ein existenzsicherndes Grundeinkommen. Wer will dann überhaupt noch arbeiten? So lautet eine häufige Frage. Aber sind materielle Anreize der einzige Grund für unsere Erwerbstätigkeit? Viele Rentnerinnen und Rentner möchten aus anderen Motiven wieder berufstätig sein. Ausgesteuerte und kranke Menschen strengen sich enorm an, um Lohnarbeit zu finden. Sie wollen integriert sein, Verantwortung übernehmen. Das bringt soziales Prestige. So dürfte die Erwerbstätigkeit auch nach Einführung eines Grundeinkommens einen recht hohen Stellenwert behalten. Einbussen bei der Produktion wären verkraftbar und aus ökologischen Gründen sogar wünschenswert. Aber wer verrichtet dann die schlecht bezahlte «Drecksarbeit»? Ein Grundeinkommen führt dazu, unattraktive Arbeiten besser zu entlohnen und zu verteilen. Aber dann entlassen die Unternehmen einfach die Leistungsschwachen, was die Spaltung der Gesellschaft zementiert. – Diese Gefahr besteht. Das Grundeinkommen verstärkt einerseits die Ausgrenzung, und es unterstützt andererseits die Ausgegrenzten. Für die berufliche und soziale Integration sind jedenfalls weitere Massnahmen nötig. Immerhin gewährt das Grundeinkommen auch unbürokratische Überbrückungshilfen. So lassen sich langfristige Abhängigkeiten verhindern. Menschen, die in eine Krise geraten und keine Reserven haben, müssen nicht zuerst auf ein Niveau abfallen, das offizielle Hilfe erlaubt. Das Grundeinkommen erweitert auch persönliche Spielräume. Es entlastet von einem Anpassungsdruck. Soziale Risiken werden auf die ganze Gesell-

<sup>20</sup> Gorz trat bereits früher für ein Recht auf Einkommen ein, verknüpfte damit aber eine Pflicht zur Arbeit. Nun fordert er ein bedingungsloses Grundeinkommen – jenseits der Lohngesellschaft.

schaft verteilt. Die Grundsicherung ermöglicht es, Kräfte gezielt einzusetzen. Sie relativiert die einseitige Erwerbsorientierung, die soziale Fertigkeiten verkümmern lässt, und vermindert psychosomatische Erkrankungen. Wer Freiräume hat, leidet weniger.<sup>21</sup>

Unter heutigen Bedingungen liessen sich aber bei einem Grundeinkommen die Preise erhöhen und die Löhne senken. Der Sozialstaat müsste die Differenz übernehmen. Er würde auch zu hohe Mietzinse auffangen. Ohne Wirtschaft und Gesellschaft weiter zu demokratisieren, wäre ein Grundeinkommen recht zwiespältig. Damit sich Menschen möglichst selber über Wasser halten können, sind existenzsichernde Löhne nötig. Weit hin akzeptiert ist die Ausdehnung der Sozialversicherungen auf Betreuungsaufgaben. Daran lässt sich anknüpfen. Ein Recht auf sinnvolle Arbeit kann den Druck erhöhen, mehr soziale Investitionen zu tätigen. Das Grundeinkommen ermöglicht selbstbestimmte Tätigkeiten, die sich der Verberuflichung und Vergeldlichung entziehen. Neue soziale Bewegungen leisten autonome, bedürfnisorientierte Selbsthilfe. Kooperationsringe und zivilgesellschaftliche Einrichtungen vernetzen sich. Die Entkoppelung der Arbeit vom Lohnsystem stimuliert eine Freiwilligkeit, die ein multiaktives Leben fördert.

Ich halte die hier angedeutete Debatte über ein Grundeinkommen für wichtig. Sie dynamisiert die langwierige Diskussion über die Reformen der Sozialversicherungen. Auch wenn noch viele Fragen offen sind, liessen sich erste Schritte bereits heute einleiten. Ich denke an die Ausweitung der Ergänzungsleistungen auf einkommensschwache Haushalte. Die reiche Schweiz kann sich das erlauben. Sie gibt heute rund einen Fünftel des Bruttoinlandproduktes für die Sozialleistungen aus und befindet sich damit am unteren Ende aller europäischen Länder.<sup>22</sup> Wenn die Sozialversicherungen im Jahr 2010 eine Finanzierungslücke von 4 Milliarden Franken aufweisen sollten, dann entspräche dieser Betrag einem Promille der Vermögen, die derzeit auf Schweizer Banken lagern. Der Ansatz von Gorz weist indes weit über die Verteilungsfrage hinaus. Er zielt auf eine neue Qualität sozialer Beziehungen ab. Der alte Epikur sagte bereits: «Von allem, was die Weisheit zur Glückseligkeit des ganzen Lebens bereit hält, ist weitaus das Grösste die Erwerbung der Freundschaft.» Die von Gorz postulierte Grundsicherung trägt dazu bei, jene Distanz zu schaffen, die es uns ermöglicht, unser Handeln im Lichte dessen zu sehen, was wir tun könnten. Wer weiss, vielleicht liegt da der Schlüssel zur Weisheit? «Nur der Weise erkennt den Weisen», sagte Epikur, der die Selbstgenügsamkeit schon in einer Zeit als den grössten Reichtum bezeichnete, die weniger konsumistisch war als die heutige. Die Auseinandersetzung mit dem Tod hielt er für besonders heilsam. «Wenn ein Bekannter stirbt, wird alles langsamer», erklärte mir kürzlich eine Studentin, die eine Arbeit zu spät abgab.

<sup>21</sup> Das Grundeinkommen entlastet auch die Fürsorge von finanziellen Leistungen. Aufwändige Abklärungen über den Anspruch auf Unterstützung entfallen. Das «liebe Geld» lässt sich weniger als Machtmittel einsetzen. Die soziale Arbeit kann sich mehr auf präventive Tätigkeiten konzentrieren.

<sup>22</sup> Die Sozialleistungsquote der EU-Länder liegt durchschnittlich 5 Prozent über jener der Schweiz. Sie umfasst den Anteil der Ausgaben der Sozialversicherungen am Bruttoinlandprodukt (BIP). Die Soziallastquote beinhaltet hingegen alle Einzahlungen für die Sozialversicherungen. Sie macht in der Schweiz rund ein Viertel des BIP aus.

## «Ich empfinde heute viele Dinge intensiver als je zuvor»

Ich habe alte Menschen gefragt, was sie am meisten freut im Alltag. Die betagte Susann Geiger antwortete: «Der Gang zur «Läsi» (Lesegesellschaft). Der schönste Ort in Basel: der Münsterplatz. Ich lebe allein in unserem Haus und habe mir nach und nach mein Alltagsleben meinem Alter entsprechend einrichten können, vorwiegend mit «Zeit nehmen» und «in Ruhe machen». Mindestens einmal pro Woche gehe ich in die Lesegesellschaft auf dem Münsterplatz. Jedesmal stehe ich einen Augenblick still, wenn ich vor dem Platz stehe und nehme die einmalige Schönheit tief in mich auf, dann gehe ich dem Münster entlang zur «Läsi», steige durchs alte schöne Treppenhaus hinauf in den Lesesaal. Dort nehme ich eine Zeitung, eine der vielen Illustrierten oder eine Neuerscheinung des Büchermarktes zur Hand, setze mich an einen Fensterplatz – und lese. Schaue nach einer Weile vom Buch auf den Rhein hinunter, schaue der Münsterfähre zu, den Möwen, dem heranstampfenden Schlepper – wende mich wieder der Lektüre zu. Und so weiter – und so fort. In dieser einzigartigen Atmosphäre fühle ich mich ganz verzaubert und wundere mich, dass es einen so schönen Ort überhaupt gibt. Jedesmal gehe ich ganz beglückt von der absoluten Stille des Lesesaales in die belebte, lärmige Freie Strasse hinunter – aufs Tram und wieder heim. Etwas vom Schönsten, das ich mit den Jahren erfahren durfte, ist die Erfahrung, dass im Alter das Geniessen eines schönen Anblickes zunimmt und nicht abnimmt. Einmal sagte jemand zu mir, wie ich so auf den ruhig dahin fliessenden Rhein hinunterschaute: «Man könnte stundenlang zuschauen, wenn man Zeit hätte.» Und *ich* habe Zeit.»

Diese Ausführungen erinnern an den Musiker Pablo Casals, der für mich eine Gelassenheit ausdrückt, die viel mit der Weisheit zu tun hat. Casals sagt: «Ich bin jetzt über 93 Jahre alt, also nicht gerade jung, jedenfalls nicht mehr so jung, wie ich mit neunzig war. Aber Alter ist überhaupt etwas Relatives. Wenn man weiter arbeitet und empfänglich bleibt für die Schönheit der Welt, die uns umgibt, dann entdeckt man, dass Alter nicht notwendigerweise Altern bedeutet, wenigstens nicht Altern im landläufigen Sinne. Ich empfinde heute viele Dinge intensiver als je zuvor, und das Leben fasziniert mich immer mehr» (Casals 1974). Ich wünsche den heutigen Jungen möglichst viele Kontakte mit solchen Weisen, die in der Lage sind, wichtige Lebens- und Grenzfragen weiterführend zu erörtern.

Von Personen, die jahrelang im Rampenlicht der Öffentlichkeit gestanden waren, interessierte mich denn auch, wie sie ihr Altsein und die heutigen Jugendlichen erleben, was sie diesen mit auf den Weg geben möchten und was sie unter Weisheit verstehen. Hier ein paar Auszüge. Vier prominente Männer kommen zu Wort. Mehrere angefragte Frauen wollten sich nicht äussern. Sie meinten, mit Weisheit «nichts am Hut» zu haben.

Alt Bundesrat Hans Peter Tschudi erlebt die heutige Jugend als «eher toleranter und grosszügiger». Er empfiehlt ihr, die Jugendzeit für eine möglichst gründliche und umfassende Ausbildung zu nutzen. Insbesondere sollten auch gute Sprachkenntnisse (mindestens eine zweite Landessprache und Englisch) erworben werden. Darin liege die beste Lebensversicherung, sagt der ehemalige Rechtsprofessor. Als zentral erachtet der frühere Bundespräsident «das gegenseitige Verständnis und den Willen, eine echte Gemeinschaft zu bilden». Und wie sieht der Weg dahin aus? Die Jugend soll daran denken, so Hans Peter Tschudi, dass sie rasch alt werden wird, und die Betagten sollen sich dar-



an erinnern, dass sie jung und unerfahren waren und Irrtümer begangen haben. Als weise betrachtet er eine Lebenshaltung, die auf Lebenserfahrung und umfassenden Kenntnissen beruht. «Der Weise ist sich der engen Grenzen menschlichen Wissens bewusst und lässt sich deshalb «weisen» durch Prinzipien der Ethik, der Religion sowie durch gute Ratgeber.» Und die Weisheit hat laut Hans Peter Tschudi tatsächlich etwas mit dem Alter zu tun, «weil zur Weisheit Lebenserfahrung erforderlich ist, und diese eher im Alter als in der Jugend vorliegt». Doch sei die Weisheit auch im Alter eine seltene Gabe, denn Alter schütze vor Torheit nicht.

«Werdet politisch aktiv. Lasst euch nicht einreden, Politik sei ein «Dreckgeschäft» oder man habe dazu eh nichts zu sagen», ruft der Basler Alt-Ständerat Carl Miville-Seiler den Jungen zu. Und die Älteren «sollten nicht vergessen, dass Erfahrung nicht nur Bereicherung bietet, sondern in der Beurteilung aktueller Fragen auch Belastung sein kann».

Felix Mattmüller, Mitbegründer und langjähriger Präsident der «Grauen Panther» Basel, ermuntert Alt und Jung dazu, gemeinsam die drängenden Probleme anzugehen. Darin liege «ein Stück Weisheit». Denn: «Als Einzelwesen, ob jung oder alt, können wir noch so gute Ideen haben zu politischen Lösungen, sie werden nicht wirksam. Nur gemeinsam lassen sich Probleme angehen. Lösen wir die Probleme miteinander, so ist das Politik. Dabei geht es zunächst um die gerechte Verteilung der wirtschaftlichen, finanziellen, politischen, sozialen und kulturellen «Lebensmittel». Demokratische Lebensformen sowie kleinstaatliche und internationale Solidarität sind Voraussetzung. Als Graue Pantherinnen und Panther der Regio Basel haben wir das Beitrittsalter gleich zu Beginn vor 15 Jahren auf 18 Jahre festgelegt. Nur miteinander – nicht gegeneinander – können wir über alle Generationen hinweg in der Jugend- und Alterspolitik vertretbare Lösungen finden. Wenn wir erkannt haben, dass in diesem Sinne alles Politik ist, sind wir – unabhängig vom Lebensalter – der Weisheit näher gekommen.»

«Weisheit aus Achtsamkeit» ist für den Basler Publizisten und Psychotherapeuten August E. Hohler, der im Haus «zum Engel» lebt, so etwas wie «der Anfang von Nächstenliebe». Von Empfehlungen und Ratschlägen könne bei seinen Äusserungen schwerlich die Rede sein. «Da hören die Jungen gar nicht hin. Wir haben ja auch nicht hingehört. «Wir sind die Kinder, vor denen unsere Eltern uns immer gewarnt haben», lese ich grinsend auf dem wilden Poster, das eine junge Frau an ihre Zimmertür geklebt hat... Und Erfahrungen? Hat je ein (junger) Mensch von den Erfahrungen eines (älteren) Menschen gelernt? Und umgekehrt?! Eher selten. Wir lernen, wenn überhaupt, höchstens aus eigenen. Das immerhin können wir Jugendlichen sagen. Was weiter? Ich kann vielleicht durch mein Verhalten andeuten, dass Freiheit nichts mit Rücksichtslosigkeit, Zivilcourage nichts mit Lummelhaftigkeit zu tun hat. Rücksicht auf andere nehmen, Rücksicht von anderen auch verlangen, dabei den Humor, wenn es geht, nicht verlieren – das wäre am Ende so etwas wie Weisheit aus Achtsamkeit, der Anfang von Nächstenliebe. Umwelt- und wohl auch Seelenzerstörung beginnt mit der achtlos weggeworfenen Zigarette. Möglich, dass das Junge inzwischen besser begreifen als wir Alten.»

## Zugang zum Endlosen

««Finis» heisst die Grenze», sagte unser Klassenlehrer, ohne einen konstruktiven Umgang mit der vielseitigen und enorm bedeutsamen Grenzfrage zu fördern. Der Schulmeister demonstrierte gerne sein Wissen: Der Begriff «Finis» gehe auf das slawische «Greniz» zurück. Auf Polnisch heisse es «Granica», auf Russisch ebenso. Aber was steckt hinter diesen Worthülsen? Darüber haben wir mit unserem Lehrer kaum gesprochen. Obwohl viel Interesse dazu vorhanden war. Grenzen bedeuten auch Abgrund, Graben, Kluft. Uns fesselte das Endlose. Die Weite machte uns Angst. Kann es sein, dass die Welt nie aufhört? Diese Frage überstieg die Grenzen unserer Vorstellung. Und wenn die Erde bloss ein Körnchen im All ist, was sind dann wir Menschen? Heute, wenn mir nachts einmal die Decke auf den Kopf fällt, schaue ich in die Sterne. Das hilft. Der Blick in die Ferne relativiert die Alltagssorgen. So verflüchtigt sich das Gefühl, die Welt gehe unter, wenn nicht alles klappt. Der Horizont erweitert sich.

Unsere Erde ist weder der Nabel der Welt, noch eine Scheibe mit einem geschlossenen Kosmos darüber. Das entdeckte der italienische Naturforscher Galileo Galilei (1564 – 1642) schon vor 400 Jahren – und musste dafür büssen. Doch der Aufbruch liess sich nicht aufhalten. Er entgrenzte das mittelalterliche Weltbild. Die Ausweitung des Raumes und die Neuzeit bedingten sich gegenseitig. Die Vernunft und Neugier verdrängten starre Lehrsätze. Sie ermöglichten neue Erkenntnisse, machten es aber auch schwieriger, sich den allmächtigen Gott im Himmel vorzustellen.

Europäische Länder unterwarfen innerhalb weniger Jahrhunderte vier Fünftel der Erde. Sie dehnten ihre Grenzen aus. Millionen von Menschen bezahlten die Ausplünderung und Versklavung mit dem Leben. Im Jahre 1884 teilten die europäischen Mächte an der Berliner Konferenz den afrikanischen Kontinent mit dem Lineal auf. Sie zogen die Linien mitten durch traditionsreiche Völker. Diese Grenzen führen noch heute zu Zwist.

Was Ausgrenzung bedeutet, erfuhren im Zweiten Weltkrieg unzählige Juden. Renée Brand veröffentlichte das 1940 in ihrem Buch *Niemandland* (Brand 1995). Die Schweizer Zensurbehörde verbot es. Die Autorin emigrierte in die USA. Sie beschrieb das verzweifelte Leben von Menschen, die vor unseren Grenzen standen, aber keine Aufnahme fanden. Einzelnen gelang es, den Stacheldrahtzaun zu durchqueren. Sie wurden wieder an die Grenze gestellt. Oft mit tödlichen Folgen.

Millionen von Flüchtlingen sind auch heute unterwegs. Die meisten in südlichen Kontinenten. Zu uns dringen nur wenige. Der Schutzwall um Europa ist hoch. Billige Rohstoffe sind uns willkommen. Sie dürfen unsere Grenzen passieren, die Menschen nur ausnahmsweise. Doch was tun wir, damit sich ihre Situation verbessert? In den westlichen Industrieländern verbraucht ein Fünftel der Erdbevölkerung vier Fünftel der gesamten Energie. Die grosse Umweltbelastung trägt zur Erwärmung der Erdoberfläche und zum Ansteigen des Meeresspiegels bei. Nach UNO-Schätzungen kann das dazu führen, dass in 30 Jahren 300 Millionen Menschen durch Überschwemmungen obdachlos oder durch Verwüstung der Böden zur Auswanderung gezwungen werden. Was dann? Wann sind die Grenzen unseres Wachstums erreicht?

Das Kapital kennt keine Grenzen. Es geht dorthin, wo die Rendite am höchsten ist. Maschinen ersetzen Menschen. Wer Arbeit hat, klammert sich daran. Die einen haben zu viel, andere zu wenig. Mit der Verteilung der Arbeit und der Solidarität untereinander hapert es. Wer das Wasser am Hals hat, rettet zuerst seine eigene Haut. Doch die Schwimmwesten sind ungleich verteilt. In der Schweiz haben weniger als 5 Prozent der privaten Steuerpflichtigen mehr steuerbares Nettovermögen als der grosse Rest. Die Kluft zwischen Arm und Reich nimmt zu.

In Städten wie Basel und Zürich lebt in jeder zweiten Wohnung eine alleinstehende Person. Die Individualisierung vereinzelt die Menschen. Sie grenzt vor allem alte Frauen in ihren eigenen vier Wänden ein. Das ist problematisch. Die viel beklagte Individualisierung gibt uns aber auch mehr persönliche Entscheidungsfreiheiten. Für Jugendliche haben sich die beruflichen Wahlmöglichkeiten vergrössert. Und die Lebensformen sind vielfältiger geworden. Zudem verschieben sich die Lebensphasen. Die Grenzen zwischen der Ausbildungs-, Erwerbs- und (Un-)Ruhestandszeit weichen sich auf. Wer nicht ins «Schema F» passt, fällt weniger auf. Er wird weniger ausgegrenzt. Die Vielfalt macht uns toleranter.

«Traue keinem über 30», hiess es anno 1968. Mittlerweise ist mehr von den neuen Alten die Rede. Graue Pantherinnen und Panther gehen für Jugendzentren auf die Strasse. Sie setzen sich für gemeinsame Interessen ein. Schliesslich macht die dreckige Luft allen Menschen zu schaffen. Es gibt aber auch Versuche, die Generationen zu spalten. Schlagworte wie «Rentnerschwemme» reissen neue Grenzen auf. Sie erwecken den Anschein, als ob die Jungen immer mehr Alte finanzieren müssten. Diese haben ihre Renten aber selber verdient. Trotzdem soll die Pensionierungsgrenze angehoben werden. Aber warum? Damit mehr Jugendliche arbeitslos werden?

Als Jugendlicher wurde ich beim Sport dazu angehalten, meinen «inneren Schweinehund» zu überwinden. «Auf die Zähne beißen», lautete das Motto. Es galt, andere zu übertrumpfen. Auch in der Schule lernte ich, von vermeintlichen Niederlagen anderer zu profitieren. Wenn Kollegen und Kolleginnen schlechtere Noten erhielten, wertete das meine Leistung auf. Stets gab es Siegerinnen und Verlierer. Das ist auch in der Politik so. Sie lebt von der Abgrenzung. Wer andere verteufelt, profiliert sich. Wer eigene Fehler zugibt, macht sich lächerlich.

Manchmal frage ich mich: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne und weniger aktiv bin? Bringt weniger Leistungsquantität mehr Lebensqualität? Ich versuche, meine Trägheit und Schwächen mehr zuzulassen. Dabei kommt mir der erwähnte Lehrer in den Sinn. Einmal verlangte er von mir, einem langsamen Klassenkameraden, der etwas nicht wusste, eine «Ohrfeige» zu geben. Das tat ich nicht und bekam dafür selber eine hinter die Ohren. Nach seiner Pensionierung nahm sich der strenge und eifrige Lehrer das Leben. Vielleicht wusste er mit sich selber wenig anzufangen.

Der (nahe) Tod ist eine Grenze, mit der viele Menschen nicht zurecht kommen.<sup>23</sup>

<sup>23</sup> Graue Panther und Pantherinnen weisen immer wieder stolz auf den von ihrer Begründerin gewünschten Grabspruch hin: «Hier liegt Maggie Kuhn begraben unter dem einzigen Stein, den sie nicht bewegt hat.» Für mich ist dieser Spruch kein Zeichen der Weisheit. Er deutet eher auf ein zu wenig bearbeitetes Omnipotenzstreben hin.

Wir streben zeitlebens nach äusserer Anerkennung und vergessen dabei uns selbst. Wir orientieren uns an fremden Grenzen, statt an selbstgewollten. Wir funktionieren. Panzer und Mechanik verdrängen unsere Gefühle. Die Fassade zählt. Wer zeigt, was dahinter steckt, entblösst sich. Gegen Störungen gibt es Pillen und Kompensationen. Wer viel Post und äussere Anerkennung erhält, scheint gefragt zu sein. Das tut gut. Aber es gibt Wichtigeres. Irgendwann holt uns unsere Endlichkeit ein. Wir können diese Grenze verdrängen, aber nicht beseitigen. Weisheit setzt dieses Bewusstsein voraus.

Doch wer gibt schon gerne zu, dass ihm das Älterwerden Mühe macht? Dabei täte es Jugendlichen gut, solche Eingeständnisse zu hören. Zu hören, was älteren Menschen und angesehenen Persönlichkeiten Schwierigkeiten bereitet, was ihnen Angst macht, peinlich ist, was ihre Eitelkeit kränkt, wie eifersüchtig sie sind. Die Jugendlichen fühlten sich dann mit ihren Problemen weniger allein. Sie könnten sich und ihre Unvollkommenheit besser annehmen. – Ja, was soll ich mich grämen, keine Tina Turner, kein Michael Jackson und keines dieser Idole zu sein, die in den Medien so blendend dargestellt werden. Ich bin ich. Das genügt.

Wer unsicher ist, grenzt sich stärker ab. Oder er setzt sich – scheinbar allmächtig – über alle Grenzen hinweg. Das sind zwei Seiten derselben Medaille: der Rückzug ins Schneckenhaus und die ebenso angsterfüllte Flucht nach vorn. Angst ist ein häufiger Grund, sich mit starren Grenzen zu schützen oder mit einer beliebigen Offenheit zu tarnen, die alles offen lässt, um sich nie festlegen zu müssen. So gibt es Grenzen und Grenzen. Grenzen geben mir Halt, engen mich ein. An ihnen wachse oder verzweifle ich. Sie fördern und behindern mich. Je nachdem. Die Annäherung an die Weisheit besteht darin, dass ich versuche, meine eigenen Grenzen zu finden und ihnen zu vertrauen.

## Weise am Weisen ist die Haltung

Als Bub litt John Franklin (1786 – 1847) darunter, nicht so rasch auf Bäume klettern zu können wie andere, die ihn wegen seiner Behinderung auslachten (Nadoldny 1998). Mit der Zeit entdeckte er aber die Vorzüge seiner Langsamkeit. Ein geduldiger Lehrer half ihm dabei. Er vermittelte ihm: Wer etwas lange und aus verschiedenen Blickwinkeln anschaut, sieht oft mehr. John machte physikalische Experimente, studierte Schiffskonstruktionen und Landkarten. Als demokratischer Gouverneur von Tasmanien trat er später für die Menschenrechte ein. Bekannt wurde John Franklin durch seine Antarktisforschungen. Auf seinen Reisen machte er die Erfahrung, dass Frieden dort entsteht, wo Menschen langsam aufeinander zugehen. Seine Behinderung erwies sich dabei als Chance. Nicht zu verwechseln ist John Franklin mit Benjamin Franklin (1706 – 1790), dem Vater des modernen Zeitmanagements. «Zeit ist Geld», lautete dessen Motto. Hora, der Meister der Zeit, verkörpert hingegen (in Michael Endes Buch *Momo*) die Weisheit. Er sagt: «Jeder Mensch hat seine Zeit. Und nur solange sie wirklich die seine ist, bleibt sie lebendig.»

Wer aber hat nicht Mühe damit, sich Zeit zu nehmen und sich gut und wertvoll zu fühlen? Häufige Überforderung erhöht die Labilität des Selbstwertgefühls. Die moralistische Tradition unserer Gesellschaft manipuliert mit Schuldgefühlen. Der Normenkodex, an dem das heranwachsende Kind sein Verhalten misst, übersteigt seine realen Mög-

lichkeiten. Das Leistungsprinzip ist oft ein Moralprinzip der Triebunterdrückung. Gemäss dem Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter halten Autoritätspersonen die Angst des Ungenügens wach. Egalitäre Prozesse werden als bedrohlich erlebt. Andere scheinen nur darauf zu lauern, einen zu verurteilen. Die Angst verkörpert auch den latenten Selbsthass, den alle mit sich herumtragen. Die ewigen Befürchtungen blockieren das Bedürfnis nach spontanem Kontakt. Die Angst vor Ablehnung zwingt zu Anpassungsleistungen. Erwartungen werden erfüllt, um Fassaden zu erhalten (Richter 1970).

«Wahrscheinlich lebt man gar nicht, sondern wartet darauf, dass man bald leben werde», schreibt Martin Walser in seinem Roman *Ein springender Brunnen*. Und: «nachher, wenn alles vorbei ist, möchte man erfahren, wer man, solange man gewartet hat, gewesen ist.»

In seiner Lebensführung sich selbst realisieren, bezeichnet Henrik Ibsen in *Peer Gynt* als das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Persönlich hilft der Blick in die Sterne, Distanz zu fremdbestimmten Zielen zu gewinnen. Wir sind dann weniger nervös, wenn wir beim Fotokopieren eine Minute lang warten müssen. Die Welt geht nicht unter, wenn sich dies oder jenes nicht auch noch erledigen lässt. Dieser Gedanke wirkt entlastend, hält aber nicht an. Der Alltag holt uns meistens wieder ein. Also nochmals: Was verlieren wir, wenn wir nicht gewinnen? Wir verlieren ein Stück jener Fassade, die uns zu trügerischer Selbstsicherheit verleitet. Wir verlieren etwas von dem Konkurrenzzwang, der selbstquälerische Missgunst mit sich bringt. Wir verlieren etwas Sozialprestige, Anerkennung, Privilegien, Geld, Einfluss, Macht. Und was gewinnen wir? Ein wenig Bescheidenheit, die von anmassender Omnipotenz entlastet; Autonomie, die sozial eingebunden ist; mehr Selbstdefinition, die uns fremde Erwartungen kritisch prüfen lässt. Wir gewinnen Gelassenheit, Solidarität und Rückhalt durch Menschen, die sich wirklich verbunden fühlen. Wir gewinnen an einer Identität, die Widersprüche nicht glättet, sondern zulässt.

Der Wunschkatalog liesse sich leicht ergänzen. Aber was tun, damit sich die guten Vorsätze verwirklichen lassen und Weisheit kein abstraktes Konzept bleibt? Wir können persönlich versuchen, die Langsamkeit zu entdecken und mit unseren Partnerinnen und Partnern die Haus-, Betreuungs- und Erwerbsarbeit zu teilen. Damit diese individuellen Anstrengungen zum Tragen kommen, sind die Erwerbszeit zu kürzen, die unteren Löhne anzuheben, die Grundsicherung auszuweiten und die Betreuungsarbeiten in die Sozialversicherungen aufzunehmen. Der Kanon ist bekannt. Jugendliche könnten ferner im Sinne einer Sozialzeit nach ihrer ersten Ausbildung ein soziales Praktikum machen und die erworbenen Fähigkeiten zeitlebens anwenden. Wer mit Kindern spielt, alte Menschen pflegt, Fenster selber putzt und die Realitäten von Benachteiligten sinnlich wahrnimmt, lässt sich weniger von einer gewinnträchtigen Konsumkultur leiten, welche die Welt als Spielcasino betrachtet und die Menschen nach ihrer Kaufkraft beurteilt.

Bei der postulierten Sozialzeit<sup>24</sup> geht es nicht darum, die professionelle soziale Arbeit zu konkurrenzieren. Da braucht es weitere qualitativ anspruchsvolle Arbeitsplätze. Diese lassen sich ergänzen, nicht ersetzen. Es wäre fahrlässig, sozialstaatliche Leistungen

<sup>24</sup> Franziska Hidber beschreibt in ihrem Artikel *Ich könnte nicht nichts tun* (Zeitlupe, Nr. 10/1999: 28ff.), wie wichtig es auch für Seniorinnen und Senioren sein kann, selber solche Sozialeinsätze zu leisten.

zu reduzieren, um so das persönliche Engagement und die Selbstorganisation zu fördern. Die Selbsthilfe kommt dort zum Tragen, wo eine gute soziale Infrastruktur vorhanden ist. Wer das Wasser am Hals hat, ist nur beschränkt in der Lage, sich für seine Interessen einzusetzen. Er ist auf Unterstützung und Vernetzungsangebote angewiesen.

Soziale Kompetenz lässt sich auch von der Familie in die Geschäftswelt einbringen. Haushalte sind kleine Unternehmen. Sie fördern die Fähigkeit, tragende Beziehungen aufzubauen und mit knappen Gütern sorgsam umzugehen. Aber sind diese Empfehlungen bloss fromme Wünsche oder, ansatzweise umgesetzt, Tropfen auf heisse Steine? Wie stehen die Chancen solcher Anstrengungen? Bringen die derzeitige Individualisierung und Globalisierung nicht eine hoffnungslose Entsolidarisierung mit sich?

Ich habe kürzlich mit jemand gesprochen, der seit zwei Jahren pensioniert ist. Er hat früher selber Kurse über ein «Zufriedenes Älterwerden» geleitet und stellt heute fest, dass Theorie und Praxis zwei Paar Stiefel sind. Dass sich die Theorien über das Alter gewandelt haben, ist erfreulich. Lange dominierten die Defizitmodelle. Sie definieren das Alter als Abbau, gehen von starren Lebensphasen aus, betrachten das Alter als Frage des Jahrgangs, verweisen auf Lasten und Kosten. Heute sind hingegen Kompetenzmodelle verbreitet. Sie plädieren dafür, eigene Ressourcen zu nutzen und neue Fertigkeiten zu erproben. Das Motto lautet: Es ist nie zu spät, sich einen alten Wunsch zu erfüllen. Die Kompetenzansätze betrachten das Alter als Chance und Gewinn. Das ist hilfreich. Aber aufgepasst: Die schönen Theorien sind – von Rückschlägen bedroht – kein Ersatz für die persönliche Praxis.

Die Autonomiedebatten der Sechzigerjahre haben sich stark am Individuum orientiert. Sachliche Distanziertheit sollte die «Kuhstallwärme der Gemeinschaft» (Theodor Geiger) ablösen. Mittlerweile ist es aber allzu «cool» und anonym geworden. Da und dort nimmt deshalb die Bereitschaft zu, verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen. Solidarische Netze versuchen sich dem «Zeitalter des Narzissmus» zu entziehen. Sie halten die Selbstbestimmung hoch und lehnen die Fiktion eines ungebundenen Selbst ab. Genossenschaftliche Ansätze erleben da und dort eine kleine Renaissance. Sie streben eine Stärkung der zivilen Gesellschaft an. Ob sie sich durchsetzen, hängt auch davon ab, wie wir uns als Einzelwesen verhalten. Die Selbstfürsorge und gesellschaftliche Emanzipation bedingen sich gegenseitig. Sie gehören zur einfachen Weisheit, deren Spur wir alle unentwegt weiter suchen müssen. Dazu gibt es wohl keine Alternative. Vielleicht haben es künftige Generationen einfacher.

Die Alten von morgen engagieren sich, weil sie Lust dazu haben und gefragt sind. Sie kommen ohne überfrachtete Agenda und Alltagshektik aus. Sie betrachten körperliche Beschwerden nicht als persönliche Schwäche. Sie sagen, dass ihnen das Älterwerden auch Angst macht. Die Alten von morgen stehen zu ihren weissen Haaren und Runzeln. Sie berichten gerne, aber nicht aufdringlich von ihren Erfahrungen. Sie können gut zuhören, sind neugierig, tolerant und auch, weil ein wenig weise, für Junge interessant. Schön wär's.

«Weise am weissen ist die Haltung», schreibt Bertold Brecht in einer seiner *Geschichten vom Herrn Keuner* (Brecht 1971: 7): Zu Herrn K. kam ein Philosophieprofessor und erzählte ihm von seiner Weisheit. Nach einer Weile sagte Herr K. zu ihm: «Du sitzt

unbequem, du redest unbequem, du denkst unbequem.» Der Philosophieprofessor wurde zornig und sagte: «Nicht über mich wollte ich etwas wissen, sondern über den Inhalt dessen, was ich sagte.» – «Es hat keinen Inhalt», sagte Herr K. «Ich sehe dich täppisch gehen, und es ist kein Ziel, das du, während ich dich gehen sehe, erreichst. Du redest dunkel, und es ist keine Helle, die du während des Redens schaffst. Sehend deine Haltung, interessiert mich dein Ziel nicht.»

## Literaturverzeichnis

- BFS: Bundesamt für Statistik, Hrsg. (1999), *Monetäre Bewertung der unbezahlten Arbeit*, Neuchâtel: BFS.
- Bircher, Urs (2000), *Mit Ausnahme der Freundschaft. Max Frisch 1956 – 1991*, Zürich: Limmat Verlag.
- Brand, Renée (1995), *Niemandsland. Roman*, Bern: eFeF Verlag. (Die Originalausgabe erschien 1940 im Verlag Hans Oprecht in Zürich.)
- Brecht, Bertold (1971), *Geschichten vom Herrn Keuner*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Buchmüller, Ernst (2000), *Ein Schreibleben* (Film SF DRS), Zürich: Limmat (Video).
- Bühlmann, Jacqueline; Beat Schmid (1999), *Unbezahlt – aber trotzdem Arbeit*, Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Casals, Pablo (1974), *Licht und Schatten auf einem langen Weg. Erinnerungen*, Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Frauchiger, Urs (1995), *Entwurf Schweiz. Anstiftung zur kulturellen Rauflust*, Zürich: Ammann.
- Gorz, André (1983), *Wege ins Paradies*, Berlin: Rotbuch.
- Gorz, André (2000), *Arbeit zwischen Misere und Utopie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel «Misères du présent».)
- Heuser, Uwe Jean; Elisabeth Niejahr (2000), Alter hat Zukunft, in: *Die Zeit*, Nr. 28, 6. Juli 2000: 11 – 13.
- Kästner, Erich (1953), *Die Kleine Freiheit*, Zürich: Atrium.
- Kilchherr, Franz (2000), Die Entdeckung der Alten in der Werbung. Runzeln versprechen Umsatz, in: *Zeitu* 8 – 11.
- Koenig-Siegrist, Käthi (1994), *Schritte ins Offene*, Nr. 6.
- Kohli, Martin; Harald Künemund, Hrsg. (2000), *Die zweite Lebenshälfte*, Leverkusen: Leske & Budrich.
- Mäder, Ueli et al. (1995), *Sozialuntersuchung Baselland – Alter*, Liestal: Pro Senectute.
- Mäder Ueli (2000), *Subsidiarität und Solidarität*, Bern: Paul Haupt.
- Meienberg, Niklaus (2000), *Reportagen. Band 1 und 2*, Zürich: Limmat.
- Nadoldny, Sten (1998), *Die Entdeckung der Langsamkeit*, München/Zürich: Piper. (Die Erstauflage erschien 1987.)
- Ninck, Mathias (1999), «Es ist sehr mühsam, Hilfe anzunehmen». Gespräch mit Laure Wyss, in: *Tages-Anzeiger*, 19. Oktober: 2.
- Richter, Horst E. (1970) *Patient Familie*, Reinbek: Rowohlt.
- Richter, Horst E. (1975) *Lernziel Solidarität*, Zürich: Ex Libris. (Die Originalausgabe erschien 1974.)
- Richter, Horst E. (1992), *Umgang mit Angst*, Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Walser, Martin (1998), *Ein springender Brunnen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Weber, Thomas (2000), Über den Wandel von Altersbildern in Zeitschriften, in: *Schweizerische Gesellschaft für Gerontologie. Gerontologie Informationen*, Nr. 2: 2 – 5.
- Wyss, Laure (2000), *Schuhwerk im Kopf*, Zürich: Limmat.